

Nr. 21. Bydgoszcz/ Bromberg, 27. Januar 1938



(8. Fortsetzung.)

Dankbar hängt Helbings Auge an der unscheinbaren Erscheinung, die, klein und schmächtig, in salopper Kleidung, auf den ersten Blick keineswegs nach Kapazität, Berühmtheit, wissenschaftlicher Leuchte aussieht. Erst bei genauer Betrachtung der hohen Stirn unter schütterem, früh ergrautem Haar, der klugen, gütigen Augen hinter der randlosen Brille, der Kühnheit der Hakennase und der Energie des vorspringenden Kinns kommt einem das Verständnis für Klaus Fechners berufliche und menschliche Persönlichkeit.

Mit seinem besonders ausgeprägten sechsten Sinn hat der Blinde sie erfaßt. Lächelnd meint er:

„Wie Ihr Urteil auch lauten mag, Herr Dozent, ich betrachte jedenfalls Ihre persönliche Bekanntschaft als einen Gewinn. Ich möchte Ihnen das ganz ausdrücklich sagen."

„So etwas wird gern gehört, Herr Doktor, und ist der beste Ansporn zur Einsetzung und Entfaltung aller Kräfte und Möglichkeiten ... Vielleicht schildern Sie mir jetzt einmal Art und Grad Ihrer physischen Schmerzempfindungen, nachdem die Verwundung als solche ausgeheilt war."

„Diese Schmerzen traten in verschiedener Weise und Stärke auf, Herr Dozent ... und so ganz haben sie eigentlich nie aufgehört."

„Das ist gut", nickt Fechner.

Und Bernd spricht weiter; sichtlich um eine sachliche Ausdrucksform bemüht, die den Arzt möglichst deutlich und genau unterrichten soll ...

Währenddessen bespricht Blandine mit Burkhardt den augenblicklichen Stand eines ebenso umfangreichen wie langwierigen Prozesses. Aber die Rechtsanwältin ist heute gar nicht bei der Sache. Burkhardt bemerkt es wohl; vermißt ihre gewohnte Sammlung und empfindet schmerzhaft die Gequältheit ihres Wesens.

Schwer bezähmbare Unruhe flackert in den braunen Augen, deren Blick Burkhardt geflissentlich meidet, um nicht selbst die Fassung zu verlieren. Zum erstenmal sieht er die Frau seiner Liebe leiden; erkennt die eigene Ohnmacht diesem Leiden gegenüber. Nichts anderes kann er tun als sagen:

„Der gegnerische Schriftsatz wird in meiner Erwiderung schon so zerpflückt werden, daß Sie Ihre helle Freude daran haben sollen, Frau Doktor." Damit will er ihr das Stichwort geben, um diese ihr sichtlich lästige Rücksprache zu beenden. Seine Absicht gelingt; denn sofort greift Blandine auf:

„Danke, Burkhardt." Sie reicht ihm die Hand und geht.

Er hat der Versuchung widerstanden, diese Hand zu küssen, aber er wehrt nicht den Gedanken, die sich weit mehr mit der geliebten Frau beschäftigen, als mit den Aktenstücken, die sie ihm auf ihrem Schreibtisch zurückgelassen hat.

Blandine ist treppauf gehuscht und will mit leisen Schritten ihr Zimmer aufsuchen, als sie sich plötzlich in der Diele dem Diener Emil gegenüber sieht, dessen übliche Korrektheit der starken Erregung der Stunde gewichen ist. Er hängt an seinem gütigen, beklagenswerten Herrn und bangt der Entscheidung entgegen, die jetzt hinter der Tür gefällt wird, davor er wartend auf und ab geht, die Hände im Rücken verschränkt.

„Verzeihung", stottert er, fern aller sonstigen Form beim unvermuteten Anblick der Frau des Hauses, „es ... ich ..."

„Schon gut", entgegnet Blandine leise, „warten Sie nur hier ... und ... falls dann Herr Helbing nach mir fragen sollte ... ich bin auf meinem Zimmer ..."

Und schon ist sie dahin verschwunden ...

Die Hände auf den Tisch gestützt, starrt sie mit brennenden Augen auf den Spruch, der die kahle, glatte Wand ziert. Lautlos formen ihre Lippen:

„... und wer da anklopfet, dem wird aufgetan ..."

Ein stummes, inbrünstiges Beten ist in ihr; ein Ringen und Beschwören ... Die Begriffe für Zeit und Raum gehen unter in dem Sturm, der, in ihrer Seele tobend, zum Ausbruch drängt. Allein, sie unterdrückt den Aufschrei, die geballten Hände gegen den Mund gepreßt ...

So überhört sie das Klopfen und dann das Eintreten Helbings ... Erst ihr Name, von ihm mit schwingender Stimme gerufen, trifft ihr Ohr und gelangt zu ihrem Bewußtsein. Dieser Ton und des Mannes freudige Bewegtheit, die sie im selben Augenblick erfaßt, sagen ihr sogleich alles.

Ein Beben löst die Verkrampftheit ihrer Glieder. Helbing stützt die schwankende Gestalt. Sie läßt es geschehen, gibt den mühsamen Kampf um die äußerliche Fassung auf; lehnt, geschlossenen Auges, den Kopf an die Schulter des Mannes, indes ein leiser Seufzer ihren Lippen entflieht.

Die hilflos vertrauliche Geste der Frau, die ihn zum erstenmal in so nahe körperliche Berührung mit ihr bringt, versetzt Helbing in einen Taumel jubelnd glückseliger Freude. Aber er kämpft alle wilden Wünsche nieder. Wie etwas namenlos Kostbares, ganz Zartes, Zerbrechliches hält er Blandine umfangen, deren Körper jetzt von einem lautlosen, stoßweisen Schluchzen erschüttert wird. Behutsam läßt er die Willenlose in einen Stuhl gleiten. Behält nur ihre heißen Hände in den seinen und fühlt das jagende Klopfen ihrer Pulse durch die dünne Haut der Gelenke.

Verhaltene Zärtlichkeit in der warmen Stimme, spricht er zu ihr:

„Keine Angst haben ... es wird ja alles gut ... ein ganz großes Stück sind wir schon unterwegs in das neue, lockende Leben mit seinen tausend Möglichkeiten ... zuerst Bernd, dann Sie und schließlich auch ..."

Ehe er noch den Satz beenden kann, schlägt die Frau die Augen auf. Ihr undeutbar schwerer Blick scheint durch ihn hindurchzugehen in eine weite, rätselhafte Ferne. Jäh macht er den Mann verstummen. Unausgesprochen bleibt sein

letztes Wort: „ich". Seine Hände verlassen die ihren. Er tritt zurück. Schafft unwillkürlich einen Abstand zwischen sich und ihr . . .

Nun hat auch Blandine sich wiedergefunden. Leicht neigt sie den Kopf bei der Frage:

„Fechner gibt also Hoffnung . . .?"

„Mehr noch als das . . . nahezu Gewißheit. Noch im Laufe dieser Woche werden sich seine Angelegenheiten hier erledigen. Dann will er Bernd gleich selbst mit nach Hamburg nehmen. Die Dauer der Behandlung vor und nach der Operation schätzt er auf insgesamt zehn bis zwanzig Tage . . . Und dann . . ."

„Haben Sie Dank, lieber Freund, vielen, vielen Dank!" Blandine erhebt sich. Steht gerade, schlank und rank vor Helbing. Dieser versteht die Verabschiedung.

„Soll ich Bernd noch ein wenig Gesellschaft leisten?" fragt er.

„Ja, bitte, seien Sie so lieb. Ich habe hier nämlich noch einiges zu tun und werde wohl erst in einem Stündchen nach drüben kommen. Vielleicht sagen Sie das meinem Mann inzwischen . . ."

„Gern, Frau Doktor . . ."

Dann ist Blandine allein.

„Menschen, die unterwegs sind, müssen immer ihr Bündel geschnürt haben", sagt sie vor sich hin, setzt sich an den Tisch und öffnet die Lade.

Ruhig und bestimmt sind ihre Bewegungen; klar und fest ist ihr Blick. Aber geisterhaft blaß ist das schmale Oval des Gesichts . . .

*

Am Abend meldet Helbing ein Gespräch mit Dresden an.

Voll teilnehmender Freude vernimmt Ilse Waldner die Nachricht vom günstigen Ergebnis der Fechnerschen Untersuchung. Dabei hört ihr feines Ohr das Beben in der Stimme des Mannes, ein Beben ungeduldig drängender Erwartung; und ihr feines Gefühl empfindet die sehnsuchtsvolle Hoffnung seines Herzens mit; ihr feines Ahnungsvermögen aber ist es, das sie in dieser Stunde an seine Seite ruft als Stütze in drohender Bedrängnis.

So meint sie kurz entschlossen:

„Was würden Sie wohl sagen, lieber Freund, wenn ich jetzt Ihre letzthin ausgesprochene Einladung annehmen und mich hiermit bei Ihnen ansagen möchte?"

„Daß Sie mir gar keine größere Freude machen könnten. Wann darf ich Sie also erwarten?"

„Übermorgen."

„Bravo . . ."

„Ich will Ihnen aber auch gleich sagen, daß ich die Absicht habe, mich ziemlich lange in Berlin aufzuhalten . . . mindestens solange, wie Ihr Freund in Hamburg. Sind Sie damit einverstanden?"

„Einverstanden ist wohl nicht der richtige Ausdruck für meine Dankbarkeit für soviel . . . ach, ich weiß gar nicht, was ich sagen soll, liebstes, bestes Fräulein Waldner . . ."

„Auf Wiedersehn und . . . Schluß!"

*

Zur selben Stunde etwa verläßt der Diener Emil, nachdem er seinem Herrn die letzten Handreichungen getan, das Rainersche Eßzimmer.

Die Gatten sitzen einander gegenüber. Zwischen ihnen räkelt sich Lord auf dem dicken Teppich.

„Du gestattest, Dina?" wiederholt Bernd die übliche Frage, die keine Frage ist und zündet auch ohne eine Antwort abzuwarten, die in Griffnähe vorbereitete Zigarre an.

Blandine hat genickt wie immer; so genickt, als könnte der Mann ihre stumme Bejahung sehen.

Überhaupt ist sie, ist ihr ganzes Wesen auch dann, wenn sie mit dem Blinden allein ist, so beherrscht wie stets. Jeden Blick, jede Bewegung hält sie selbst vor den erloschenen Augen des Mannes im Zügel.

„Da habe ich mir nun fest vorgenommen, keine Pläne zu schmieden, keine Luftschlösser zu bauen", sagt Bernd nach kurzem, sinnendem Schweigen, „aber, ob ich will oder nicht, ich kann jetzt an nichts anderes denken als daran, daß mir vielleicht doch noch das Glück beschieden sein wird, schaffend im Leben zu stehen." Ein in seiner Schüchternheit rührendes Lächeln steht in seinem Gesicht. „Hoffen und Wünschen ist eben doch stärker als jede Vernunft . . ."

„Das ist doch natürlich, Bernd. Wehre also nicht deinen Gedanken, die um Wunsch und Hoffnung kreisen, um daraus zu schöpfen." Wie eine tröstliche Verheißung schwingt Blandines warme Stimme im Raum.

„Ach, Dina, wenn wirklich alles gut werden wird mit mir, dann sollst vor allem du den ersten Vorteil davon haben", erwidert in spontaner Herzlichkeit der Mann.

„Oh", entgegnet Blandine nur, indes sie die schmalen, zartgeäderten Hände ineinanderkrampft.

„All die schwere, oft lastende Berufsarbeit kann ich dir dann abnehmen . . ."

„Willst mich wohl in die Ecke stellen, Bernd?" Ohne Festigkeit gesprochen, flattern Blandines Worte seltsam haltlos.

„O nein, Dina! Nicht in die Ecke, sondern auf den Platz, der dir zukommt und auf dem bisher noch jede Frau eines Rainer gestanden hat; den du aber ganz besonders verdienst für alles, was du getan, geleistet, geschafft hast, wofür du deine Jugend geopfert, worauf du verzichtet hast . . ."

Immer ernster hat der Mann gesprochen und schließlich nach der Hand der Frau getastet, die er nun umspannt hält mit der Gebärde des Gelöbnisses.

„Glaube ja nicht, daß ich schwere Opfer gebracht, oder bittern Verzicht geleistet habe, Bernd! Die Erfüllung gern übernommener Verpflichtungen hat mich befriedigt und meinem Leben Inhalt gegeben. Fern von Not und Sorge, in der Ausübung eines Berufs, den ich liebe, habe ich friedlich in deinem schönen Haus gelebt . . ." Unsichtbare Tränen ersticken fast Blandines Stimme; jene unsichtbaren Tränen, die Qual und nicht Erlösung sind.

Ob der Blinde das hört? Ob er es versteht?

Er sagt nichts, aber er beugt sich über die Frauenhand, die er nicht losgelassen hat und drückt seine Lippen darauf. Ganz fest. Wie ein Siegel unter das Gelöbnis.

Der erste Handkuß ist das, den Blandine von dem ihr angetrauten Mann erhält . . .

In ihren Augen glüht ein unbewußtes Leuchten auf, das zu ihm hingeht . . .

Nun könnte sie an ihr Glück glauben, wären nicht Bernds Worte so qualvoll lebendig in ihr, jene grausamen Worte, die sie ungewollt erlauschte, damals, da er dem wiedergekehrten Freund sein Herz erschlossen hat.

Sekundenlang hängt Schweigen im Raum . . .

Dann seufzt sie auf. Sie kann dieses leise Stöhnen nicht mehr unterdrücken.

„Hab ich nicht recht, daß es klüger ist, keine Pläne zu machen?" spricht Bernd ruhevoll. „Wir wollen es doch lieber nicht der Eierfrau in der Fabel gleichtun, sondern ruhig abwarten, nicht wahr, Dina?"

„Ja . . ." sagt sie und ist seiner überlegenen Art unendlich dankbar, welche die gefährliche Wendung abschnitt, die die Stimmung zu nehmen drohte . . .

*

Es kommt dann nicht wieder zu einem Alleinsein der beiden.

Am nächsten Tag ist Helbing da. Und am übernächsten bringt er Ilse Waldner ins Rainerhaus.

Vorerst ist aber noch vom nächsten Tag zu sagen, daß Helbing an diesem vergeblich versuchte, Bernd zu überreden, ihn nach Hamburg mitzunehmen. Eigensinnig besteht der Blinde darauf, nur in Begleitung des Dieners zu reisen.

„Du erweist mir einen ungleich größeren Freundschaftsdienst, wenn du während dieser Zeit Dina Gesellschaft leistest, mein guter Franz."

„Wenn du es so willst, Bernd . . ."

„Ich will nicht, ich bitte, Alter. Und ich wäre dir besonders dankbar, wenn es dir dabei gelänge, meine Frau auch einmal unter Menschen zu bringen . . . vielleicht ins Theater. Sie hatte doch bisher noch gar nichts . . ."

„Fällt dir das nun plötzlich auf?" kann Helbing sich nicht enthalten, mit leichter Schärfe einzuwerfen.

Ruhig entgegnet der Blinde:

„Gar nicht so plötzlich, mein Lieber . . . und wenn ich seit der Fechnerschen Untersuchung gerade über diese Dinge mehr nachdenke, ist das wohl begreiflich . . ."

„Aber sicher . . . entschuldige Bernd . . . ich wollte nicht . . ."

„Laß nur, Franz. Ich weiß doch, daß du immer nur das Beste willst . . . tja, und um nun auf meine Anregung

zurückzukommen . . . sieh mal, ich glaube nämlich, daß Dina, wenn ich nicht zu Hause bin, die — im Grunde doch unnatürliche — Scheu verlieren wird, unter Menschen zu gehen, ein Vergnügen aufzusuchen und dergleichen . . . Und haben wir sie erst mal so weit, dann wird sie auch Freude daran finden; die selbstverständliche Freude des jungen, unverwöhnten Menschen, der sie doch ist. Meinst du nicht auch?"

„Gewiß . . . das ist sehr leicht möglich . . . aber, wieso liegt dir daran . . . ich meine, mit einemmal . . .?"

„Weil ich für Dina nach einem Übergang suche in einen neuen Lebensabschnitt für die Zeit nach meiner Rückkehr aus Hamburg . . . Oder glaubst du, ich soll nicht so sicher mit meiner Heilung rechnen? Bin ich vielleicht zu optimistisch?"

„Nein, nein, Bernd! Lieber, guter, alter Bernd! Fechners Diagnose berechtigt zu den allerschönsten Hoffnungen. Es ist lediglich eine selbstverständliche, letzte, vorsichtige Einschränkung, die den Arzt davon abhält, die Heilung mit hundertprozentiger Sicherheit zu versprechen. Du kannst aber damit rechnen. Ganz bestimmt." Rasch und herzlich hat Helbing gesprochen, in aufrichtiger Überzeugung.

„Ich würde eine Enttäuschung jetzt auch kaum mehr ertragen können", gesteht der andere leise.

„Trübe Gedanken und Zweifel sind gar nicht am Platz. Keine Angst haben, Bernd, und ruhig frohe Zukunftspläne schmieden!"

(Fortsetzung folgt.)

Straße bei Nacht.

Die Straße dehnt sich stumm voraus,
Ein breites Band aus Nacht und Steinen
Verschlossen und fremd sind Tor und Haus
Und nie gekannt die Stadt und der Mensch
Mit Lachen und Klagen und Weinen.

Der Regen auf dem Fahrdamm blinkt
Mit Glanz wie schmutzige Tränen.
Wohl dem, der dennoch munter singt,
Dem Vater Mond und den Sternen zuwinkt
Und den Wolken mit flatternden Mähnen!

Schwer und einsam hallt der Schritt
Hin über die kalten Bahnen und Steige;
Der Schatten gleitet gebunden mit.
Verloren das Licht, verweht der Tag,
Vergessen das Lied seiner Geige!

Hinter Fenster und Wand sind du und du
In Lust und Leid miteinander verbunden.
Gesperrt die Riegel, die Pforten sind zu,
Und draußen brennen Traum und Wunsch
In Sehnsucht mit glühenden Wunden.

Berthold Bombe.



Ein Rekord literarischer Selbstverleugnung.

Alexander Dumas war nicht der Verfasser des „Graf von Monte Christo". — Der wahre Autor starb vor 50 Jahren im Elend.

Das üble Plagiat, das der weltberühmte französische Romanschriftsteller Alexander Dumas an dem wahren Verfasser der „Drei Musketiere" und des „Graf von Monte Christo" beging, ist jetzt erneut durch Pariser Veröffentlichungen gebrandmarkt worden.

Noch heute liest man in Frankreich wie in den ihm benachbarten Ländern die „Drei Musketiere" und den „Grafen von Monte Christo", begeistert man sich für d'Artagnan und Edmund Dantès. Deshalb hat man in Frankreich auch dieser Tage des vor 50 Jahren gestorbenen Schriftstellers August Maquet gedacht, des fruchtbarsten und geschicktesten der zahlreichen anonymen Mitarbeiter, die „Alexander Dumas dem Älteren bei der Abfassung seiner Romane „halfen".

Maquet hat ein Leben im Schatten geführt und ist nahezu unbekannt geblieben, und doch hat er in der volkstümlichen Literatur des 19. Jahrhunderts eine Rolle gespielt, die von allen Kennern der wahren Zusammenhänge sehr hoch eingeschätzt wird. Denn Maquet hat Dumas d. Ä. vierzehn Jahre lang zur Seite gestanden, nicht etwa als untergeordneter Gehilfe, sondern als Anreger und eigentlicher Verfasser einer Reihe von Romanen, die Alexander Dumas Ruhm und Geld in Fülle eingetragen haben. Und trotz mehrerer rechtskräftiger Gerichtsentscheidungen erscheinen diese Romane auch heute noch unter dem alleinigen Autornamen A. Dumas.

Unter den von Maquet fast ganz allein ausgearbeiteten Dumas-Romanen befinden sich Werke wie der „Graf von Monte Christo" (1841/45) „Die drei Musketiere" (1844), zwanzig Jahre später „Königin Margot", „Das Halsband der Königin", „Die Schwarze Tulpe". Ohne Übertreibung darf gesagt werden, daß fast alle Bücher, denen Dumas d. Ä. Volkstümlichkeit und Nachruhm verdankt, zum allergrößten Teil der Feder August Maquet's entstammen.

Im literarischen Paris der vierziger Jahre wußte man sehr wohl, auf welche Art die reihenweise erscheinenden Romane des schier unheimlich fruchtbaren Dumas entstanden. 1845 veröffentlichte der damals angesehene Publizist Eugène de Mirecourt eine bitterböse Anklageschrift gegen Dumas. Darin hieß es: „Um sich haben Sie Männer, die Sie wohl kennen gelernt haben, als sie unter dem Würgegriff des Elends ächzten. Denn ohne die Ängste der Verzweiflung und die Folterqualen des Hungers hätten sich diese armen Menschen wohl nicht zu einem Pakt, der sie besudelt, mit Ihnen herbeigelassen." — Und den jungen Schriftstellern wurde geraten: „Dieser Mensch kauft Manuskripte. Verkaufen Sie ihm eines, aber zuvor lassen Sie es zwanzig, ja hundert Leute lesen. Und wenn Herr Dumas es dann wagt, Ihr Manuskript als das seine zu veröffentlichen, dann lassen Sie es als das Ihre nachdrucken. Herr Dumas wird Sie verklagen. Vor Gericht werden Sie seine Machenschaften und seinen Betrug enthüllen. Vielleicht verurteilt Sie das Gericht, aber die öffentliche Meinung wird Sie freisprechen. Und der entlarvte Herr Dumas wird nicht mehr existieren."

Dieser geharnischte Appell blieb indessen wirkungslos. Keine Bloßstellung, kein Prozeß hat Dumas etwas Nachhaltiges anzuhaben vermocht. Maquet folgte dem Rat des Dumas-Gegners nicht. Allen Ehrgeizes bar, hatte er kein Interesse, seinen Brotgeber anzugreifen. Aber 1851 geriet er doch mit ihm auseinander. Dumas war ihm 70 000 Frank schuldig geblieben. Das führte zur Trennung; von dem verschwenderischen stets in Verlegenheiten befindlichen Dumas war eine Schuld schlechterdings nicht einzutreiben.

Hernach hat Maquet noch unter seinem eigenen Namen Romane veröffentlicht, die in den fünfziger und sechziger Jahren auch gute Erfolge erzielten. Heute sind diese Werke verschollen, anders als die erwähnten, die Dumas Namen tragen. Maquet hat Dumas um 18 Jahre überlebt. Mitte Januar 1889 starb er hochbetagt, unberühmt und vergessen. Die von ihm geübte Selbstverleugnung ist einzigartig in der Geschichte der Weltliteratur.

*

Maquet, der namenlose, doch erstaunlich fruchtbare Romanschriftsteller hat stets sozusagen im Galopp geschrieben. Seiner schnellen und sorglosen Feder sind darum viele ergötzliche Stilblüten entflossen, z. B.: „Alles schlief im Louvre; denn es war erst 11 Uhr vormittags." (Die Dame von Montsoreau) — „Die Wut des Tigers, der Hyäne und der Schlange blitzte in ihren Augen, in ihrem Schrei, in ihren Bewegungen." — „Mein Herr, ich komme, um eine Gnade zu erbitten, sagte Rosa, und erhob dabei ihre Hände halb zu Cornelius, halb zum Himmel" (Die Schwarze Tulpe).

Dieser Stil hat ganz gewiß dem „romantischen" Geschmack des Auftraggebers Dumas entsprochen!

Akrobaten des Gehirns.

Gedächtniskünstler mit und ohne Verstand.

Von Richard Brunotte.

Es spricht für den Wirklichkeitssinn der Gegenwart, wenn sie Rechenkünstler nicht nur anstaunt, sondern auch zu praktischen Dienstleistungen heranzieht. Kürzlich konnte man in den Zeitungen lesen, daß eine deutsche Stadt ein solches Zahlengenie in Arbeit nahm, um die unerhörten Fähigkeiten dieses Gehirns für die Allgemeinheit auszunutzen. Näheres über den Umfang dieser Begabung dürfte allerdings nicht bekannt geworden sein. Weshalb eigentlich nicht? Man vernehme dagegen von den Taten, die dem wackeren Bernhard Zufall nachgerühmt werden, der jenseits des Großen Teichs seines Mitbürger in Erstaunen setzt!

Der beste aller Verkäufer!

Auch Bernhard Zufall nötigt Anerkennung ab. Denn bei ihm ist die Beschäftigung mit der Zahlenwelt keine Spielerei, sondern eine überaus ernste, ja mühselige Angelegenheit. Er besitzt nicht weniger als 5000 Bücher, die der Ertüchtigung des Gedächtnisses dienen. Die Anschaffung dieser Bibliothek hat mehr Geld gekostet als der Bau seines Hauses. Er steht heute im 43. Lebensjahr, und er hat nunmehr ein reichliches Vierteljahrhundert der Erziehung seines Gehirns gewidmet. Er lernte die Namen aller Städte der Welt, aller Flüsse, Berge, Gipfelhöhen, Entfernungen in der Luft. Natürlich lernte er auch das Telephonbuch von Newyork auswendig. Das schaffte er innerhalb eines Monats. Begreiflicherweise ist er der beste Verkäufer seiner Firma. Sie befaßt sich mit dem Vertrieb elektrischer Geräte. Er kennt die Namen und die Preise ihrer 20 000 Artikel. Die Bestellung, die ein Kunde bei ihm aufgibt, mag noch so groß sein und aus noch soviel verschiedenen Posten bestehen — Zufall braucht kein Notizbuch und keinen Bleistift. Er veranlaßt sofort die Auslieferung der geforderten Gegenstände und hat in demselben Augenblick die geforderten Gegenstände in der Hand. Das macht natürlich Eindruck, und noch mehr freut den Kunden das persönliche Interesse, das der tüchtige Verkäufer den persönlichen Lebensinteressen des Kunden entgegenbringt. Zufall fragt besorgt nach dem Befinden des Kindes, dem am 2. Mai des Vorjahres ein Zahn gezogen werden mußte. Darüber ist natürlich die Großmutter entzückt. Und es schmeichelt ihr auch, wenn Zufall noch ganz genau weiß, wieviel Kinder und Enkel sie hat und wann deren Geburtstag ist . . .

Keiner will vom Paradies hören . . .

Solch ein Mann ist höchster Achtung wert. Aber was soll man zu dem Tun des Londoner Gedächtniskünstlers Walter Dodd sagen, der seine Fähigkeiten nicht besser auszunutzen wußte, als daß er Miltons „Verlorenes Paradies“ und dann auch dessen „Wiedergewonnenes Paradies“ auswendig lernte. Das sind stattliche Gedichte, und es bedarf voller 16 Stunden, wenn sie in ununterbrochenem Wortstrom wiedergegeben werden sollen. Vor allem — wer will sich das anhören? Als Dodd einem Kabarett seine Dienste anbot, verzichtete man dankend. Nein, wirklich, sechzehn Stunden lang Deklamationen zu lauschen — nein, dafür wäre sicher kein Besucher dieser Kleinkunstbühne zu haben. Schließlich fand sich ein Mann bereit, sein Ohr zu leihen. Unter der Bedingung allerdings, daß ihm Dodd dafür 20 Mark zahle . . .

Wie entsteht ein Zahlenrausch?

Immerhin — sein Landsmann Jedediah Buxton ist noch weit schlimmer dran gewesen. Dessen Vater war Lehrer, sein Großvater Pfarrer. Den Enkel aber konnte man nur zu den einfachsten Arbeiten gebrauchen. Er war ein Schwachkopf, aber auch ein — Rechengenie! Beides zugleich! Er hat schon die unglaublichsten Kunststücke fertiggebracht. So hat er einmal genau ausgerechnet, wieviel Pfirsiche, Gerstenkörner und Menschenhaare in einen Würfel von 202 680 000 360 Kubikmeilen hineinpassen. Er brauchte dazu einen Monat, vom 17. Mai bis zum 16. Juni 1725. Und dann hatte ihn der Zahlenrausch — seinem eigenen Geständnis zufolge — vollkommen überwältigt . . .

Als der Mann die Aufmerksamkeit der Britischen Königlichen Gesellschaft erregte, nahm sie an ihm Untersuchungen vor. Sie schickte ihn in die Kirche, damit er die Predigt höre. Aber er begriff den Inhalt der Worte nicht. Nur ihre Anzahl, die wußte er ganz genau! Man setzte ihn ins Theater. Er sah den großen David Garrick. Aber von dem, was da auf der Bühne geschah, verstand er nichts. Dagegen wußte er genau, wieviel Schritte jeder der Schauspieler getan hatte!

Akrobat und Genie.

Die gleiche Wahrnehmung konnte man bei einem Neger namens Thomas Fuller machen. Der arbeitete auf einer Pflanzung in Virginia. Zu ihm kamen die gelehrten Herren von weit und breit. Man fragte ihn, wieviel Sekunden ein Mann gelebt habe, der im Alter von siebzig Jahren, sieben Monaten und zwölf Stunden gestorben war. Fuller brauchte anderthalb Minuten, um das auszurechnen. Dann sagte er: „2 210 500 800 Sekunden.“ Der Professor rechnete mit. Er kritzelte eine halbe Stunde. Dann entschied er: „Falsch!“ — Aber der Schwarze ließ sich nicht einschüchtern: „Massa, habt Ihr nicht vergessen, die Schaltjahre zu berücksichtigen?“ Fuller hatte recht . . .

Im übrigen war er der Dümmste und Trägste von allen Arbeitern der Pflanzung. Das Gehirn war eben völlig einseitig entwickelt. So sehr, daß nicht einmal die Akrobatik der Zahlen ausgenutzt werden konnte. Und wenn er auch stolz darauf war, daß er die Haare eines Kuhschwanzes und die Körner eines Weizenbüschels genau zu ermitteln vermochte, so war Thomas in Wirklichkeit doch ein bedauernswerter Mensch.



Bunte Chronik



Geigen aus Papier?

Dem Pioniersergeanten Herbert Netton, der beim zweiten Pionierstab der ägyptischen Besatzungstruppen steht und der ein leidenschaftlicher Geigenspieler und zugleich Amateur-Ägyptologe ist, gelang, gestützt auf historische Forschungen der altägyptischen Papierverarbeitung, die Herstellung von Geigen aus gepreßtem Papier. Netton bekam drei Monate Urlaub, um seine Erfindung in England vorzuführen und gegebenenfalls patentieren zu lassen. Der Unterschied zwischen einfachen Holzgeigen und den Papiergeigen Nettons macht sich angeblich nur im Gewicht bemerkbar. Der Klang ist der gleiche wie bei einer 15 Schilling-Geige. Der Preis soll außerordentlich niedrig sein. Für das englische Kolonialpublikum ist die Erfindung unter Umständen ein Fortschritt, da die „Papiergeigen“ sich absolut klimabeständig herstellen lassen. Ebenso können sie gegen Würmer, Mikroben usw. geschützt werden. Netton ist durch den jahrelangen Aufenthalt in Ägypten hinter die Papierverarbeitung der alten Ureinwohner gekommen. Er hat in langen Versuchen eine Papiermasse zustande gebracht, die den altertümlichen Verarbeitungsmethoden, wenigstens in bezug auf Haltbarkeit und Festigkeit, durchaus entspricht.



Lustige Ecke



Der kleine Autofahrer.



„Verzeihen Sie, meine Dame, ich glaube aber, daß der Kühler an Ihrem Wagen undicht ist!“

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.